



Rudolf Vögele

# Die ausgetretene Kirche

Mein Plädoyer für ein anderes  
Verständnis von «glauben»

EDITION **N Z N**  
BEI **T V Z**



Rudolf Vögele  
Die ausgetretene Kirche

**T V Z**



Rudolf Vögele

# Die ausgetretene Kirche

Mein Plädoyer

für ein anderes Verständnis von «glauben»

EDITION **N Z N**

BEI **T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Die Deutsche Bibliothek – Bibliografische Einheitsaufnahme  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Simone Ackermann, Zürich  
Druck: ROSCH-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz  
ISBN: 978-3-290-20153-1

© 2017 Theologischer Verlag Zürich TVZ AG

[www.edition-nzn.ch](http://www.edition-nzn.ch)

Alle Rechte vorbehalten

## Inhalt

Vorwort	7
Einführung	9
Mein Weg	11
Mein derzeitiger Standort	15
Unsere heutige Lebenswelt: ein Ausgangspunkt?	20
Ein anderer Zugang zu «GOTT»?	28
Wenn Gott (nicht) Mensch werden darf	38
Der Mensch Jesus	47
Der «auferweckte» Christus	54
Der alle(s) verbindende Geist	61
Wes «Geistes Kinder»?	68
«Geistlich» wachsen und reifen	76
Laien in der Kirche	87
Wenn die «Hierarchen» doch nur hierarchisch wären	95
Glaube braucht Gemeinschaft	101
Den Glauben dosiert weitergeben	110
«GOTT» dienen und feiern	118
Glaube braucht Zeichen	125
Wer glaubt, stirbt anders	132
Und das Jenseits?	140
Meine Kurzformel des Glaubens	146
Vertrauen	147
Verantwortung	148
Verlässlichkeit	149
Verzeihen	149
Verzicht	150
Zu guter Letzt: «GOTT» ist da	151

*Im Gedenken an meinen pastoralen «Vater»  
Herbert Dewald  
und meine geistliche «Mutter»  
Schwester M. Fidelis Bouska OSB*



## *Vorwort*

Leidenschaft für den christlichen Glauben, für eine glaubwürdige Kirche und nicht zuletzt für den nach Gott fragenden Menschen von heute, das ist es, was dieses Buch auszeichnet. Der Autor erzählt: von den religiösen Prägungen im Elternhaus, von ermutigenden und enttäuschenden Erfahrungen mit der Kirche und ihren Repräsentanten, von den Erfahrungen eines Vaters und Ehepartners mit der Weitergabe des Glaubens an seine zwei Söhne und nicht zuletzt von Begegnungen und Gesprächen mit Zeitgenossen, die – wie er – nicht aus sich selbst und nicht für sich selbst leben wollen.

Dabei tauchen Fragen auf: Fragen nach Gott und nach den guten Gründen, heute und morgen ihm zu glauben; Fragen nach Jesus und seiner Frohen Botschaft; Fragen nach dem Glauben der Kirche, seinen Stolpersteinen und seinen Herausforderungen. Wesentliche Inhalte des christlichen Glaubens kommen erzählend zur Sprache. Es ist, als ob der ehemalige Bäckerlehrling und heutige Theologe Rudolf Vögele einen Marmorkuchen backen wollte, in dem sich verschiedene Teigschichten kunstvoll miteinander verbinden und den Appetit anregen.

Das Buch regt in der Tat zum Lesen an: Subjektiv gehaltene Erzählschichten wechseln sich ab mit objektiver Reflexion über Gott, die Kirche und ihren Glauben. Doch beim Lesen soll es nach dem Willen des Autors nicht bleiben. Jedes Kapitel regt zum Nachdenken an über die eigenen Erfahrungen mit Glaube und Kirche und mündet in eine Einladung zum Gespräch: zum Austausch mit Zeitgenossen, denen Gott nicht mehr vertraut ist; zum Gespräch mit Menschen, die Ausschau halten nach Gott; zu Glaubensgesprächen unter Freunden, in Familien, zwischen den Gene-

rationen und in Gruppen der Pfarrgemeinde. Das Buch will die Freude am Evangelium wecken.

Es versteht sich aus der Anlage des Buches, dass Glaubens Themen nur kurz berührt und nicht näher vertieft werden können. Leser und Leserinnen brauchen den subjektiven Erfahrungen des Autors auch nicht zuzustimmen. Denn Rudolf Vögele ist mit Papst Franziskus «eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche, die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht» (Papst Franziskus zu Ordensvertreterinnen in Südamerika im Juni 2013).

Zürich, Januar 2017

Josef Annen, Generalvikar Zürich–Glarus

## *Einführung*

Wenn man die fünfzig überschritten hat und auf die sechzig zugeht, kommt man schon ins Grübeln: Soll ich jetzt resignieren und nur noch den absehbaren Ruhestand abwarten nach dem Motto: Nach mir die Sintflut? Oder soll ich nach fast 30 Jahren im pastoralen Dienst der katholischen Kirche mich nochmal aufrappeln, um meine Erfahrungen, Visionen und Hoffnungen für eine andere – zeitgemässe – Kirche aufs Papier zu bringen, auch auf die Gefahr hin, dass es keinen Menschen interessiert?

In einer ersten Version habe ich noch recht theologisch und analytisch geschrieben. Und die kleine auserwählte Leserschaft hat mir durch ihre Resonanz bezeugt: Das hättest du auch sein lassen können. Das war recht frustrierend! Aber diese Idee, meine Gedanken, Überzeugungen und Impulse irgendwo zu hinterlegen, lässt mich nicht los. Und «schuld» daran ist sicher auch Papst Franziskus, der nicht müde wird, allen Christinnen und Christen – und sogar allen Menschen guten Willens – zu sagen: Zeigt euren Glauben, sprecht über eure Freude und Hoffnung, aber auch über eure Trauer und Angst!

Wenn ich an die Zukunft der Kirche und an eine Kirche der Zukunft denke, dann überfallen mich alle diese Emotionen. Aber ich bin nun mal auch ein unheilbarer Optimist und ein großer Fan des Heiligen Geistes, der bekanntlich weht, wo er will (Johannes-Evangelium 3,8) – und nicht nur, wo ihn die Amtskirche kanalisiert. Und dieser Heilige Geist treibt mich auch im beruflichen Alltag, der nicht immer «geistreich» verläuft, nicht müde zu werden, von meinem Traum einer künftigen Kirche zu erzählen. Oft erlebe ich dabei so etwas wie Begeisterung, aber selten eine Nachhaltigkeit! Wenn es um die Umsetzung toller Ideen geht, dann treten oft Lähmungserscheinungen auf wie bei einem Hexen-

schuss oder Bandscheibenvorfall. «Ja, was sollen wir denn noch alles machen?», oder «Das haben wir doch schon alles probiert und half nichts!», lauten dann etwa die Aufbruchsverhinderungsargumente.

Papst Franziskus wird mit seinen schon achtzig Lenzen auch nicht müde, immer wieder in recht einfacher Sprache und mit alltäglichen Beispielen davon zu erzählen, welche Kirche er sich vorstellt. Nach inzwischen vier Jahren Amtszeit müsste es wohl allen klar sein, in welche Richtung er die Wegweiser aufgestellt hat. Aber anstatt sich von ihm begeistern und anstecken zu lassen, diskutiert man innerkirchlich lieber darüber, ob diese Schilder an der richtigen Stelle und in der richtigen Farbe platziert sind. Oder, noch schlimmer, ob das überhaupt die richtige Richtung ist.

Ich bin ein Fan des Heiligen Geistes, von Papst Franziskus – und damit auch selbstverständlich von Jesus, dem Christus! Das ist nicht immer angenehm, denn mit dem *Zuspruch* dessen verbindet sich auch *Anspruch* – und dem gerecht zu werden, da habe auch ich manchmal Lähmungserscheinungen! Wer mich aber näher kennt, weiß, dass ich immer wieder aufstehe, weitergehe – wenn es sein muss, mich auch verabschiede von gewohnten und ausgetretenen Pfaden, um mir selbst treu zu bleiben! Deshalb stehe ich auch heute wieder vor einer Wegscheidung: drinbleiben in der Kirche, allein schon wegen der gesicherten Existenz, oder resignieren, die Flinte ins Korn werfen, wie man so schön sagt? Bevor ich dies tue, möchte ich aber eine Antwort suchen auf die viel grundlegendere Frage: Bin ich es, der gegebenenfalls aus der Kirche austreten muss – oder ist es nicht die Kirche, die aus vielen Menschen guten Willens austritt oder ausgetreten ist?

## Mein Weg

Ich bin 1959 geboren – also in etwa so alt wie das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965). Manchmal bezeichne ich mich in Vorträgen als «ein echtes Konzilskind»: Wenn es stimmt, was der renommierte Vatikankenner Marco Politi schreibt, hatte Johannes XXIII. etwa 10 Wochen nach seinem Amtsantritt (28. Oktober 1958) zum ersten Mal die Idee von einem ökumenischen Konzil geäußert. Das muss dann also an Weihnachten gewesen sein. Und ich wurde am 2. Weihnachtsfeiertag, wie mir mein Vater oft genug versicherte, gezeugt. Zumindest dürften die Bekanntgabe, dass meine Mutter mit dem dritten Kind schwanger ist, und die Ankündigung des Konzils (am 25. Januar 1959) recht nahe beieinander gelegen haben.

Dieses letzte und entscheidende Konzil habe ich altersbedingt kaum mitbekommen, sehr wohl aber die Konsequenzen daraus. Und das begann schon als kleiner achtjähriger Ministrant, der aufgrund seiner durch und durch katholischen Sozialisation schon vor der Erstkommunion (1969) als solcher am Altar «dienen» durfte. Da unser damaliger Pfarrer Heinz Kleinwegen kein großer Anhänger der Liturgiereform war und sich damit Zeit ließ, musste ich noch alle Stufengebete auf Latein lernen. Der Wechsel zur deutschen Sprache im Gottesdienst wurde bei uns erst Anfang der 70er-Jahren vollzogen. Und damit begann auch bei uns die Zeit des Aufbruchs, des katholischen Enthusiasmus, als es wieder eine Wonne war, katholisch zu sein. Das Konzil und seine Konsequenzen für die Pastoral wurden in der Schweiz auf der «Synode '72» und in Deutschland auf der Würzburger Synode (1971–1975) breit diskutiert. Erst als Theologiestudent habe ich jedoch mitbekommen, wie weit man da gedacht hat: dass «in Beruf und Familie bewährte Männer» (*virī probati*) auch zu Priestern und Frauen zu

Diakoninnen geweiht werden sollen usw. Für mich zeichnete sich in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre die Startbahn meiner kirchlichen Karriere ab. Neben meinem Dienst als Ministrant galt später mein Hauptengagement dem «Arbeitskreis Jugendgottesdienst», in dem ich mit anderen Jugendlichen aus unserer Pfarrei erste «reformierende» Gedanken – schön verpackt in moderne liturgische Lieder, Riten und Gebete – entfalten konnte. Hier erlebte ich, dass ich mitdenken, mitgestalten und mitreden durfte! Und das nutzte ich gerne, wenn auch nicht selten zum Leidwesen etlicher Traditionalisten und damit auch meiner Eltern, die angeblich darunter zu leiden hatten, dass ihr Sohnmann in der Kirche mal wieder Unerträgliches gesagt habe.

Vermutlich wäre ich – wie die meisten dieser vielen Ministranten (wir waren etwa 120 gehorsame Diener unseres hochwürdigen Pfarrers, natürlich nur männlichen Geschlechts) und Mitglieder im «Arbeitskreis Jugendgottesdienst» – heute auch von Kirche weit entfernt, wenn es nicht immer wieder recht aufgeschlossene Priester, seien es junge Kapläne [Vikare] oder «geupdatete» Pfarrer, gegeben hätte, die mich faszinierten. Selbst nach meiner «Distanzphase» während der Bäckerlehre (1977–1979), in der mir Kirche und Pfarrei recht gleichgültig waren, ließen mich diese modern(er) denkenden Kirchenleute nicht los. Einer von denen, Werner Pohl, hat es dann sogar geschafft, dass ich mich dann tatsächlich daranmachte, die Hochschulreife nachzuholen – und das im «Spätberufenseminar St. Pirmin» in Sasbach. Und damit war ich mit einem Bein schon drin im kirchlichen Dunstkreis und studierte dann auch – noch recht enthusiastisch – in Freiburg und Rom Theologie.

Meine Eltern und die katholische Verwandtschaft freuten sich über die Aussicht, vielleicht doch noch einen Priester aus der eigenen Familie vorweisen zu können, wenn es schon bei meinem Patenonkel Karl nicht so geklappt hat. Manche Äußerungen und kritischen Rückfragen in Bezug auf ihren Glauben und ihre Glaubenspraxis, die ich zunehmend auch gerne stellte, wollten sie aber nicht hören. Gut in Erinnerung ist mir noch eine – jegliche Dis-

kussion abbrechende – Bemerkung meines Vaters: «Wenn du so weitermachst, wirst du noch ein zweiter Luther!» Und das war von ihm her kein Kompliment! Für mich schon. Denn als Theologiestudent wurde mir klar: Weder Luther noch andere Reformatoren wie Zwingli oder Calvin und lange zuvor, nämlich schon im 12. Jahrhundert die Waldenser, wollten eigentlich die Spaltung. Sie haben zunächst nur hinterfragt, ob denn das, was der «Klerus» oder die römische Hierarchie so alles verkünde, tatsächlich originär christlich sei – und schon das war der römischen Institution zu viel.

Vielleicht bin ich heute gerade deshalb noch «gut katholisch» und der Institution Kirche treu, weil ich mich immer wieder für eine Reform eingesetzt habe und einsetze – zumindest im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils. «*Ecclesia semper reformanda*» – die Kirche muss sich stets erneuern, wurde dem Konzil vielfach als Aussage unterstellt. Wörtlich ist die Rede von einer Kirche, die «stets der Reinigung bedürftig» ist und die auch «immerfort den Weg der Buße und Erneuerung» geht, wie es in dem Schlüsseldokument dieses Konzils, «*Lumen Gentium*», Nr. 8, heißt. Um nichts anderes ging und geht es auch mir. Und deshalb erlebe ich die Zeit seit dem 13. März 2013, als dieser neue Papst mit dem Namen Franziskus auftrat, als eine heilsame Zeit. Endlich, nach 35 Jahren unter polnischer (Johannes Paul II., reg. 1978–2006) und deutscher (Benedikt XVI., reg. 2006–2013) Regentschaft, in der das Konzil meines Erachtens nach und nach demontiert wurde. Nach vielen Jahren der Angst von Theologinnen und Theologen, ja nichts «Falsches» zu sagen und erst recht zu schreiben – beispielsweise die (rein biologische) Jungfräulichkeit Marias, den Pflichtzölibat oder das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes zu hinterfragen und vielleicht anders zu interpretieren –, ist nun eine Zeit angebrochen, in der wieder mehr Mut und Offenheit erkennbar wird. Man darf wieder *laut* denken und auch Fehler machen! So zumindest deute ich die Aussage von Papst Franziskus in einem Gespräch mit südamerikanischen Ordensleuten Anfang Juni 2013:

«Habt Mut! Schlagt neue Richtungen ein! Fürchtet euch nicht vor den Risiken, wenn ihr auf die Armen und die Menschen zugeht, die gerade beginnen, im Kontinent ihre Stimme zu erheben. Ihr werdet Fehler machen, ihr werdet anderen auf die Füße treten. Das passiert. Vielleicht wird sogar ein Brief der Glaubenskongregation bei euch eintreffen, in dem es heißt, dass ihr dies oder jenes gesagt hättet ... Macht euch darüber keine Sorgen. Erklärt, wo ihr meint erklären zu müssen, aber macht weiter ... Macht die Türen auf. Tut dort etwas, wo der Schrei des Lebens zu hören ist. Mir ist eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche, die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht ...»

Mein Weg war es schon immer – je länger, umso mehr – den Glauben zu «verheutigen». Papst Johannes XXIII., der Initiator des Zweiten Vatikanischen Konzils, prägte den Begriff *aggiornamento*. Und dies besagt, dass wir uns stets darum bemühen sollen, den Glauben an Gott so zu verkünden, dass seine Relevanz für das Leben im Hier und Heute – und hoffentlich auch für das Morgen – offenbar wird. Das ist und bleibt – so hoffe ich doch – mein Ziel und mein Weg!



## *Mein derzeitiger Standort*

In den drei Jahrzehnten, in denen ich nun hauptberuflich als Pastoralassistent und Pastoralreferent in Pfarreien, als Referatsleiter auf Diözesanebene und als Ressortleiter für Pastoral in der Schweiz tätig bin, durfte und darf ich immer wieder erleben, dass Menschen von sich aus auf mich zukommen mit ihren Fragen und Zweifeln, gerade auch was die hierarchische Institution katholische Kirche betrifft. Mit Gott selbst könnten sie ja schon gut allein zurechtkommen, aber sein «Bodenpersonal» ... Die stellen sich oft an wie Privatsekretäre vom lieben Gott, die allein entscheiden, wer zu ihm vortreten darf. Da ich, wie nicht wenige mich kennen, oft über solche Typen lästerte und Witze machte, provozierte ich dadurch manche Nachfrage, wie ich denn dazu stehe. Und oft genug ermutigten mich solche Gespräche, nicht «brav» und linientreu zu werden, sondern meine Ansichten mitzuteilen, um festzustellen, dass viele für meine Antworten und Hinweise dankbar waren, weil sie damit etwas anfangen konnten.

Dabei hatte ich natürlich auch mit zunehmendem Alter den Bonus, dass ich als «Berufschrist» für manche sogenannte Kirchenferne schon deshalb interessant bin, weil ich einen doch recht außergewöhnlichen Beruf habe. Als promovierter Theologe und zertifizierter «Berater in systemischer Organisationsentwicklung», als Mitglied und Präsident der deutschsprachigen Pastoralamtsleiterkonferenz in der Schweiz und als Mitglied der Pastoralkommission der Schweizer Bischofskonferenz bin ich recht gut vernetzt, auch über den Kanton Zürich und über die Schweiz hinaus. Dieser Einbindung verdanke ich, dass ich in theologischen und pastoralen Debatten gut «geupdated» und in etliche Projekte involviert bin. Aber viel entscheidender ist für mich, unmittelbar mit Menschen zu tun zu haben, die sich für den christlichen Glau-

ben – und speziell auch für die katholische Version dessen – interessieren.

Seit einigen Jahren biete ich in Zürich einen neunteiligen Kurs an mit dem ursprünglichen Titel «Glauben suchen – Halt finden». Um auch Menschen anzusprechen, die sich von der katholischen Kirche abgewandt haben – oder von denen sich die Kirche schon längst entfernt hat –, haben wir diesen Kurs umbenannt: «Wie geht katholisch?» Denn in einem Kanton wie Zürich, in dem viele Konfessionen, Religionen, Nationalitäten und Kulturen mit- und nebeneinander leben, hat «katholisch» tatsächlich eine andere Bedeutung als in einem abgelegenen Dorf in Graubünden wie beispielsweise Braggio im Calancatal.

In diesem Kurs gebe ich den Teilnehmenden immer auf den Weg: «Wer glaubt, der sucht – wer nicht mehr sucht, läuft in Gefahr, den Glauben zu verlieren.» Für mich ist glauben nie etwas Abgeschlossenes. Glauben ist wie ein Computerprogramm: Es gibt ständig neue Updates, neue Versionen. Und es gibt auch immer die Möglichkeit, ältere Dateien in die neuen Systeme zu konvertieren, auch wenn dadurch vielleicht alte Formatierungen kompatibel gemacht werden müssen. Mühsam wird es erst, wenn ich Texte von ganz alten Versionen konvertieren möchte. Da ist es oft besser, ganz neu anzufangen.

Und schon da sehe ich ein riesiges Problem unserer Gegenwart: Viele Menschen suchen heute gar nicht mehr. Man «weiß» ja schon alles, was die Kirche zu sagen hat. Das belegen viele Umfragen und Statistiken, wie beispielsweise die zur Familienpastoral, die Papst Franziskus selbst angezettelt hat. Die Befürchtung hat sich dabei bestätigt, dass die kirchlichen Aussagen zu Geschlechtsverkehr vor der Ehe, Homosexualität, zur Wiederverheiratung Geschiedener und zur Geburtenregelung bei den Gläubigen «kaum Akzeptanz finden» oder «überwiegend explizit abgelehnt werden», wie es zum Beispiel die Deutsche Bischofskonferenz im Februar 2014 bilanzierte. Das wiegt umso schwerer, da an dieser Umfrage sich fast ausschließlich kirchennahe Personen beteiligten. Für die Medien, zumal die Boulevardpresse, sind

Sex und Verbrechen – wie Kindesmissbrauch und Finanzskandale durch Priester und Bischöfe – die Lieblingsthemen. Und leider informieren sich viel zu viele nur aus solchen Quellen, um sich eine Meinung über «Gott und die Welt» zu bilden. Und weil das Bodenpersonal Gottes schon nicht funktioniert, braucht man auch den, den die Kirchenleute verkündigen, nicht mehr zu suchen.

Bevor man nun aber beginnt, auf die selbstgenügsamen und theologisch primitiven Kirchenfernstehenden einzuprügeln, muss man gleich danebenstellen: Das Suchen nach Gott ist ja auch für Hauptberufliche in der Kirche keine Selbstverständlichkeit! Ich kenne viele – für meinen Geschmack *zu viele* – weiterbildungsresistente Pfarrer, Laientheologen und -theologinnen, die meinen, mit dem Diplom schon alles für alle Zeiten mitbekommen zu haben. Skeptisch werde ich besonders dann, wenn ein Pfarrer sich beispielsweise in der neuen Pfarrei vorstellt und dabei mehrfach betont: «Ich habe Theologie und Philosophie studiert!» Solche beweisen oft sehr schnell, dass sie mal in diesen Fächern irgendwie Prüfungen bestanden, aber nicht dazu gelernt haben. Und – sorry – wohl auch damals nicht ganz begriffen haben, worum es geht.

Wenn ich schon meinen derzeitigen Standort beschreibe, dann gehört aber eines auch noch dazu: Neben meinem Reformeifer als Theologe teile ich noch die Erfahrung mit vermutlich sehr vielen katholischen Eltern, die im katholischen Milieu großgeworden sind und sich eifrig darum bemühten, den eigenen Glauben an ihre Kinder weiterzugeben. Meine beiden Söhne (Jahrgang 1990 und 1992) sind inzwischen erwachsen und gehen ihren eigenen Weg. Wenn ich jedoch bedenke, was wir als Eltern alles auf die Beine gestellt haben, um ihnen den christlichen Glauben, die Kirche und die Pfarrei «schmackhaft» zu machen, und was heute noch da ist, müssten wir eigentlich zutiefst frustriert sein. Wir haben, als sie noch klein waren, viele Kinder- und Jugendgottesdienste mitgestaltet, sind in der Gegend herumgefahren, damit sie einigermaßen interessante und lebendige Gottesdienste, aber

auch sehr unterschiedliche Gottesdienstformen miterleben. Wir waren sogar mal mit ihnen an einem Ostersonntag in Wigratzbad, der Hochburg der konservativen Petrusbruderschaft, und sie waren von diesem frommen Gehabe der alten Ministranten (was jedoch Priesteramtskandidaten waren) schwer beeindruckt! Ob Einschulung, Erstkommunionvorbereitung und -gottesdienst oder auch Firmung: Wir haben uns mit anderen Eltern heftig darum bemüht, es ihnen recht und schön zu machen.

Heute habe ich den Eindruck, dass meine Söhne – wie viele andere Söhne und Töchter – sagen: Ja, es war ja alles recht und schön! Aber jetzt will ich halt mal meine Ruhe – vor euch, vor der Kirche und damit auch vor dem «lieben Gott»! Aber ich kann sie dann und wann auch wieder gut verstehen: Was an gottesdienstlichen Feiern, an Predigten, an Sprache und Liedgut vielerorts geboten ist, reißt niemanden mehr vom Hocker, auch mich nicht. Da muss man schon ganz schön abgebrüht sein, um das unbeschadet zu überstehen. Und viel zu oft höre ich, gerade auch von solchen, die immer noch hoffen und suchen, dass man in unserer katholischen Kirche zum Großteil «geistlich unterernährt» bleibt. Aus der angeblichen Feier geht man viel zu oft wieder hinaus ohne größeren spirituellen Gewinn, ohne Bereicherung für die eigene Lebensgestaltung. Nicht selten verlässt man den Gottesdienst gedeckelt und frustriert, weil einem wieder eine Weltanschauung und Moral vor Augen gehalten wurde, die so gar nicht mehr in unsere Gegenwart – geschweige denn Zukunft – passt.

In meiner bislang doch recht braven Karriere als katholischer Christ und Kirchenmann habe ich mich nur einmal nicht zurückhalten können und bin mitten in der Predigt eines schon älteren und etwas verwirrten Aushilfspriesters aufgestanden und habe ihn laut und deutlich gebeten: «Hören Sie endlich mit diesem Geschwätz auf!». Er hat bis dahin permanent über Jugendliche und junge Familien hergezogen, die nicht mehr in die Kirche kommen und die ältere – anwesende – Generation hochgelobt, die sich noch unbeirrt vom heutigen Zeitgeist an die Gebote der Kirche hält. Es war auch für uns als Eltern nur beleidigend und ver-

letzend. Durch solche Verurteilungen von Abwesenden oder «Andersgläubigen» wird überhaupt nicht wahr- oder ernstgenommen, dass genau solche Menschen – trotz ihrer angeblichen Distanz zur Kirche und zu Gott – oft mehr Suchende sein können, gerade auch in existenziellen und wesentlichen Fragen des Lebens.

Dass ich selbst – als Theologe – ein Suchender und Fragender geblieben bin, verdanke ich wesentlich auch jenen Menschen, die mich immer wieder in Glaubensfragen herausfordern. Dazu zählen beruflich gesehen jene Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dem oben genannten Kurs, aber auch etliche andere, besonders in meinem Dienst als Notfallseelsorger. Auch im privaten Umfeld darf ich es immer wieder erleben, dass Freunde und Freundinnen, Teilnehmerinnen und Teilnehmer an meinen (inzwischen schon neununddreißig) Romreisen oder auch Urlaubsbekanntschaften mit mir über so äußerst sensible und zum Großteil tabuisierte Themen wie Gott und Glaube sprechen wollen. Oft brauchen wir viel Zeit, um einander zu verstehen, und ich muss weit ausholen, um manch flapsig dahingeworfene, aber auch provokante Aussage richtig einzuordnen. Aber ich darf es auch immer wieder erleben, dass solche Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner mir rückmelden, wie gut es ihnen tut, dass auch ein anderes – eventuell ihr – Gottesbild seine Berechtigung haben darf.

Solche suchenden und fragenden Menschen habe ich jetzt vor Augen, wenn es mich drängt, meine Vision, meine Hoffnungen und Zweifel, meinen Mut und meine Verzweiflung zu Papier zu bringen! Ich schreibe dies in der Haltung des großen und von mir sehr geschätzten Theologen Karl Rahner, der mir und uns allen diesen Appell mit auf den Weg gegeben hat:

«Wie soll ein Theologe Theologie schreiben, die missionarisch und mystagogisch [einladend und faszinierend] wirksam sein kann, wenn er nicht dauernd in einer inneren Sympathie mit jenen Menschen lebt, für die er doch eigentlich schreibt?»

## ***Unsere heutige Lebenswelt: ein Ausgangspunkt?***

Wenn ich an meine Kindheit und Jugendzeit zurückdenke, muss ich zugeben: Es war doch alles noch recht «einfach». In dem Karlsruher Stadtteil Daxlanden, in dem ich aufwuchs, war ich – schon familiär gesehen – fest eingebunden in das «katholische Milieu», das weitgehend unseren Zeitplan mitbestimmte. Der Verlauf von Sonntagen, Hochfesten und Ferien war in gewisser Weise vorprogrammiert. Meine «Welt» war klein und überschaubar, meine Freizeit verbrachte ich am Ort mit Gleichgesinnten (meist Katholiken), und selbst als ich mit zehn Jahren dann *in der Stadt* auf das Gymnasium ging, war ich auch dort leicht an meinem Dialekt als Daxländer identifizierbar. Es gab noch kein Internet, kein Handy, kein Facebook oder WhatsApp – die Kommunikation funktionierte tatsächlich noch durch gegenseitige Besuche. Wenn ich heute hinschaue, in welcher «Welt» meine beiden Jungs aufgewachsen sind und immer weiter hineinwachsen, kommt es mir vor, als wäre dies eine völlig andere. Und ich bin manchmal auch der Versuchung ausgesetzt, wie viele andere der noch älteren Generation zu behaupten: Früher war alles besser! Natürlich war es das nicht – es war alles nur einfacher! Sehr treffend hat dies Jonas Bedford-Strohm zum Ausdruck gebracht, der im selben Jahr geboren ist wie unser Aaron (1992). Zusammen mit seinem Vater Heinrich, seit 2011 Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und seit 2014 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, hat er das Buch herausgegeben «Wer's glaubt, wird selig» – ein Glaubensgespräch zwischen Vater und Sohn (Kreuz Verlag 2013). Einleitend zu diesem Gespräch, bei dem er als Sohn aber leider meist nur der Fragende sein darf, schreibt Jonas: